



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Westphal, Arthur: Der literarische Roman 1913

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Der literarische Roman 1913

Von Dr. Arthur Westphal in Berlin



ir haben uns in der letzten Nummer der Grenzboten mit dem umstrittenen Begriff der leichteren „Unterhaltungsliteratur“ auseinandergesetzt und sind nunmehr vor die Pforte jener Halle gelangt, in der die verwirrende Fülle moderner novellistischer Problemdichtungen aufgetürmt liegt. Man muß sich einen Ruck geben, ehe man sich in dies Chaos stürzt. Denn wenn man da den Kopf nicht oben behält, ist man rettungslos preisgegeben und verliert jeden Boden unter den Füßen. Die unerhörte geistige Anspannung, mit der in unserem Zeitalter gerade auf dem Gebiete des Romans und der Novelle gearbeitet wird, ist immer wieder verblüffend und nötigt auch dem Außenstehenden die ehrlichste Achtung ab. Schließlich ringen ja alle diese Problemdichter um Dinge, die den Menschen aus dieser Zeit und aus dieser Welt im Innersten angehen. Schließlich und endlich geht es da um Fragen, die unser aller Fragen sind, auch wenn sie noch so ausgetüftelt und konstruiert erscheinen. Es soll deshalb hier beileibe nicht der Versuch gemacht werden, die starke literarisch-geistige Aufwärtsbewegung unserer Zeit in irgendeinem Punkte zu entwerten. Daß man in dem unentwirrbaren Chaos heutiger literarischer Dinge hin und wieder müde wird und nach einer flüchtigen Atempause verlangt, ist nicht mehr als menschlich. Aber wir wollen darüber nicht vergessen, daß dies Chaos doch auch alle Keime zu einer fruchtbaren Weiterentwicklung in sich trägt, und daß noch immer ein Chaos nötig gewesen ist, ehe ein Stern geboren werden konnte.

Von diesem Gesichtspunkte aus muß beispielsweise das aufreizende Buch vom „Liebesturm“ (Bruns Verlag, Minden) gewertet werden, das die in Deutschland rasch berühmt gewordene Französin Rachilde geschrieben hat. Wer unvorbereitet auf diese in grellen Dissonanzen sich ergebende Teufelsinfonie stößt, wird entsetzt einen Schritt zurücktreten. Alle bösen Geister scheinen da losgelassen, und aus einer entfesselten Phantasie quillt das grauenhafte erotische Spiel eines Leuchturmwärters, den seine aus der Einsamkeit geborene erotische Monomanie zu einem mystischen Kult mit angeschwemmten Frauenleichen treibt. Daß eine Frau dies Buch geschrieben haben soll, erscheint nahezu unglaublich. Der „Liebesturm“ ist von Anfang bis Ende in die wildesten Fiebergluten getaucht und atmet ganz und gar den Geist einer ausgesprochen männlichen „Besessenheit“. Man wird, je nach Geschmack und Weltanschauung, diese Besessenheit widerwärtig oder in ihrer grauenhaften Dämonie fesselnd finden. Mir will scheinen, daß in dem Buche der Rachilde ein genialer Funke sitzt, der über alles stoffliche Entsetzen hinwegleuchtet

und einen Blick in eine Menschenseele tun läßt, in der die Brände eines wahrhaftigen Mensch- und Dichtertums lodern.

Von wesentlich anderem Schlage sind die „Lehrjahre in der Gasse“ (S. Fischer Verlag, Berlin), die Christian Staun in einem dickleibigen Bande schildert. Der Grundzug dieses Buches ist eine verblüffende Virtuosität im Aussuchen der naturalistischen Nuance. Christian Staun führt seine Leser in jene verfallenen Hinterhäuser moderner Großstädte, in denen Armut und Laster eng beieinander wohnen. Mit großer Meisterschaft und Unerfrockenheit stellt er einen geradezu grauenhaften Mikrokosmos hin; einen Mikrokosmos, der freilich innerlich gerechtfertigt und geadelt wird durch das heiß und lebendig pulsierende Mitleiden seines Erfühlers und Nachschöpfers. Vom Geiste der Hauptmannschen „Weber“ lebt etwas in diesem Buche. Die große verstehende Liebe zu allem Menschlichen tront darüber und wirft einen verklärenden Schimmer über allen Schmutz dieser Welt, die in Wahrheit ein dunkles Grab ohne Auferstehungshoffnung ist. Hier und da möchte man wünschen, daß Christian Staun ein wenig mehr aus seiner Schriftstellerreserve heraussträte, um seinem Buche eine etwas persönlichere Färbung zu geben. Aber davon abgesehen bleiben die „Lehrjahre in der Gasse“ das Dokument einer höchst ernsthaften künstlerischen Begabung, mit der von nun ab entschieden gerechnet werden muß.

Weniger sympathisch präsentiert sich der neue Roman von Kurt Martens: „Pia“. (Egon Fleischel u. Co., Berlin). Hier wird ein Frauenschicksal in den Mittelpunkt des Konfliktes zwischen katholischem Feudalismus und modern-freigeistigem Künstlertum gerückt. Pia, die Tochter des schlesischen Magnaten, hängt ihr Leben an einen leichtsinnigen, von Schwabingerei und unausgegorenen Ideen besessenen Better. Sie leidet Schiffbruch und muß als gebrochener Mensch ins Elternhaus und zu den ehrwürdig starren Traditionen ihrer katholischen Ahnen zurückkehren. Diesen an sich bedauerlichen Vorfall benutzt der Verfasser zu allerlei billigen Angriffen auf jene Auswüchse des deutschen Kunst-Zigeunertums, die kein ernsthafter Mensch jemals wichtig genommen hat. Leider zeigt er dabei die Sucht zu unerlaubten Verallgemeinerungen, und was schließlich herauskommt, ist ein vollkommen ungerechtes und schiefes Bild von wertvollen zeitgenössischen Bewegungen, die sich mit dem aufdringlichen Hinweis auf den gewiß imposanten, aber durch und durch verknöcherten und wie ein Anachronismus anmutenden Feudalkatholizismus schlesischer Magnaten nun einmal nicht mundtot machen lassen.

Das Spiegelbild eines redlich seine eigenen Wege suchenden Menschen gewähren zwei weitere Bücher, die in diesem Zusammenhang erwähnt werden müssen. Das eine ist die Novellensammlung „Aus der Tiefe“ (Egon Fleischel u. Co., Berlin) von Hermann Wagner, und das andere ist die Entwicklungsgeschichte eines Dienstmädchens, Angela Langers: „Stromaufwärts.“ (S. Fischer Verlag, Berlin.) Beide Bücher gehören im gewissen Sinne zueinander. Beide schildern mit kunstlosen und deshalb sympathischen Mitteln die Kämpfe ringender Seelen, die aus dem Dunkel zum Licht empordringen. Beide sind mit Herzblut geschrieben und verdienen, daß man sie nicht achtlos am Wege liegen läßt.

Nicht gar zu weit ab von der ästhetischen Linie dieser Bücher sucht F. Philipp-Geergefells Künstlerroman „Tom und die Welt“ (Österheld u. Co., Berlin) seinen Weg. Hier wird das melancholische Schicksal eines jungen Malers, der,

innerlich wie äußerlich ein Fremdling, in das von neuen Kunsttheorien aufgeregte Berlin der Neunziger Jahre hineingerät, mit festen und deutlichen Strichen umrissen. Der arme Tom hat es nicht so gut wie Angela Dangers Dienstmädchen oder wie Hermann Wagners aus der Tiefe nach oben drängender Held. Er scheitert an der Welt und am Leben, noch ehe er halb sein Ziel erreicht hat, und er stirbt im Wahnsinn wie die große Zahl jener ruhmlosen Pioniere, denen es nicht einmal vergönnt war, das gelobte Land mit Augen zu schauen. Es klingt ein echter menschlicher Ton durch Philipp-Geergefells Buch. Man geht die dunklen Wege des Helden mit lebendigster Anteilnahme mit, und man spürt, unabhängig davon, wie hier von einem Wissenden das kulturhistorische Bild einer gährenden Berliner Kunstepoche — die Gegensätzlichkeit der Künstler zum unzweideutig festgelegten Standpunkt des jungen Kaisers und die Gründung der Sezession spielt mit hinein — erfüllt und gebändigt worden ist.

Weiter muß hier zweier Bücher gedacht werden, die in gewissem Sinne wohl ein Novum auf dem literarischen Markte bedeuten: Bücher nämlich, die die Lebensschicksale großer Dichter nachführend und nachschaffend in die Form des Romans zu pressen suchen. Walter von Molo hat mit seinen bekannten Schillerromanen den Anfang gemacht, und Klara Hofers und Edward Stilgebauer sind ihm jetzt gefolgt. Klara Hofers Buch heißt „Alles Leben ist Raub“ (S. G. Cotta, Stuttgart und Berlin) und wirbt mit heißer Inbrunst um die plastische Gestaltung des menschlichen und künstlerischen Problems Friedrich Hebbel. Mit erstaunlichem Feingefühl spürt diese Frau die verborgenen Quellen auf, die den Schlüssel zu dem unter tausend Hemmungen brütenden Wesen des seltsam großen Dithmarschen geben. Mit bewunderungswürdigem Takt sprengt sie die spröde Hülle, hinter der Friedrich Hebbels Menschtum sich barg, und findet instinktiv die geheimen Zusammenhänge, die diesen einsamen Niesen überhaupt erst erklären. Eine brennende Hebbel-Liebe geht durch das Buch, ein kluges, frauliches Verstehen, und eine andächtige Ehrfurcht vor der Größe und Unanrührbarkeit des Problems. Wem die menschliche und dichterische Erscheinung Friedrich Hebbels Anlaß zur Beunruhigung und Beklommenheit gibt — und welchem werdenden Menschen gibt sie das nicht? — der soll Klara Hofers Buch lesen. Es wird ihm nie geahnte Perspektiven eröffnen und ihn dem umworbenen Gegenstande um viele Schritte näher bringen. — Von Edward Stilgebauers Heineroman „Harry“ (Neuß und Zita Verlagsanstalt, Konstanz) läßt sich leider nicht das gleiche sagen. Dieser Versuch, das dichterische Problem Heinrich Heine zu banalisieren und für den Geschmack der Vielzweilen zurechtzufrisieren, muß mit aller Entschiedenheit zurückgewiesen werden. Das Stilgebauersche Buch strotzt förmlich von innerer Verlogenheit, wendet sich von Anfang bis Ende an den Geschmack sentimentaler Nähmamsells und hat in keinem Augenblick Anspruch auf die Teilnahme gebildeter Menschen.

Die Neigung unseres heutigen Schrifttums zu einem Genre, das man am treffendsten als literarisches Kunstgewerbe kennzeichnet, findet ihren Niederschlag in den vier Novellen, die Rudolf G. Binding unter dem Titel „Die Geige“ im Leipziger Insel-Verlag, sowie in dem Bande „Ahalibama“, den E. S. Kolbenheyer bei Georg Müller (München und Leipzig) erscheinen läßt. Besonders das zuletzt genannte Buch zeigt durchaus die Sucht, Erscheinungen dieses Lebens unter dem Gesichtswinkel der artistischen Spielerei zu sehen und zu werten. Dadurch

kommt ein aparter, aber durch und durch lebensfremder Ton in die Novellen; ein Ton, den man um so mehr bedauern muß, als Kolbenheyer wie Binding nach diesen Talentproben entschieden zu besseren Dingen berufen scheinen. Einen weitaus persönlicheren und deshalb lebendigeren Ton findet Lage Madelung in seinem Novellenbände „Der Sterlett“ (S. Fischers Verlag, Berlin), von dessen ausgesprochen russischer Atmosphäre ein eigener Reiz ausgeht und der ganz und gar wie ein glückhaftes Zukunftsversprechen anmutet. Tiefe und feine Dinge weiß auch Anna Behnisch-Kappstein in ihren Erzählungen „Der lichte lange Tag“ (Märkische Verlagsanstalt Berlin) zu sagen, und eine andere Frau, Mite Kremnitz, gibt in ihrem Buche „Das Geheimnis der Weiche B. M.“ (Morawe u. Scheffel, Berlin) einen neuen Beweis ihrer seit Jahrzehnten erprobten novellistischen Kunst. Das Schönste und Leuchtendste aber, was im letzten Jahre an Frauenbüchern in die Welt gegangen ist, sind unstreitig die „Bekanntnisse einer glücklichen Frau“ (Erich Reiß, Berlin), die die Amerikanerin M. van Borst zur Verfasserin haben. Ich möchte diese Übersicht um keinen Preis schließen ohne jeden, der noch Freude an der großen Echtheit und Ungefehmtheit des Gefühls hat, mit allem Nachdruck auf dies prachtvolle Buch zu verweisen, das wie kein zweites den Adel, die Schönheit und den ganzen köstlichen Reichtum einer unverbildeten Frauenseele enthüllt.

Auf Stendhals Italiensche Novellen, die der Verlag Gustav Kiepenhauer, Weimar, von Ernst Ludwig Schellenberg überfetzt, in einem hübschen Bändchen herausgibt, sei im Vorübergehen aufmerksam gemacht. Und daß Karl Schönherr, der Dichter von „Glaube und Heimat“ und „Erde“, in dem Buche „Schuldbuch“ (L. Staackmann, Leipzig) eine Handvoll nicht sehr beträchtlicher Erzählungen gesammelt hat, braucht auch nur flüchtig notiert zu werden. Bücher dieser Art bedürfen keiner besonderen Einführung. Sie empfehlen sich selber am besten durch den Namen ihres Verfassers. Nur das erfolgreichste Buch des Jahres, der „Tunnel“ von Bernhard Kellermann (S. Fischer, Berlin), mag noch zuguterletzt eine leichte Etikettierung erhalten. Denn hier gilt es vor allen Dingen die irrümliche Auffassung zu zerstören, als verdanke der „Tunnel“ seinen hemmungslos fortschreitenden Siegeszug einzig und allein seinen künstlerisch-literarischen Qualitäten. Das ist ganz und gar nicht der Fall. Das Kellermannsche Buch, das auf dem Gedanken eines Europa-Amerika-Tunnels eine waghalsige Zukunftspantastie aufbaut, trägt die Gründe seines Erfolges ausschließlich in der Sensation, die im Stofflichen liegt. Literarisch ist der Roman, wenn wir ehrlich sein wollen, nichts weiter als eine große Enttäuschung, nichts weiter als ein mit knalligen Wirkungen arbeitendes Virtuosenstück. Als Virtuosenstück wird der „Tunnel“ seinen Weg auch weiter machen. Daran ist wohl kein Zweifel möglich. Aber in die Genugtuung, daß es einem deutschen Buche der Jetztzeit gelang, sich in märchenhaft raschem Siegeszug bei allen Kulturnationen durchzusetzen, mischt sich ein leises Bedauern darüber, daß Bernhard Kellermann, von dem wir Besseres, Leuchtenderes, Echteres gewohnt sind, in einer müden Stunde vor dem Altar des göttlichen Momus zu knien sich bereit gefunden hat.